

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Duras, Marguerite
Ein ruhiges Leben

Roman

Aus dem Französischen von W. M. Guggenheimer

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1210
978-3-518-37710-9

suhrkamp taschenbuch 1210

Ein ruhiges Leben ist eines der ersten Bücher, die Marguerite Duras geschrieben hat. Da ist ein Einödhof im Süden Frankreichs, die beiden Alten, denen er gehört, ein Bruder der Frau, von dem alles Unglück ausgeht, ein Sohn und eine Tochter. Im Mittelpunkt der Handlung steht Francine, die die Geschichte erzählt, zunächst atemlos, fast gehetzt Bericht gebend von den Wirren, von Zweikampf, Mord und elendem Sterben. Das Leben auf dem Hof geht weiter, aber Francine flieht und erwacht in einer kleinen Pension am Meer zu sich selbst. Sie entdeckt sich, ihren Körper, ihre Bindungen, ihre Liebe, die Liebe schlechthin als Element des Seins. Wo zuerst Hast und Erregung war, ist nun Ruhe und Beruhigung, aber auch an diesem Ort ist kein Bleiben. Francine kehrt zurück, droht dem Tod anheimzufallen und versucht nun mit ihren letzten Kräften zu verwirklichen, was aus so vielen Zerstörungen und Gefährdungen noch gerettet werden kann, ihr eigenes Leben, ihre eigene Liebe, ein Leben in Ruhe.

Marguerite Duras
Ein ruhiges Leben

Roman

Suhrkamp

Titel der französischen Originalausgabe: *La vie tranquille*
Deutsch von W. M. Guggenheimer

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1985

suhrkamp taschenbuch 1210

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1962

Copyright der französischen Originalausgabe

by Librairie Gallimard 1944

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37710-9

Meiner Mutter

Erster Teil

Jérôme strebte wie entzweigeschlagen Les Bugues zu. Ich gesellte mich zu Nicolas, der, gleich nach dem Kampf, auf der Eisenbahnböschung zusammengesackt war. Ich habe mich neben ihn gesetzt, aber ich glaube, er hat es nicht einmal bemerkt. Er folgte Jérôme mit den Blicken bis zu dem Punkt, wo der Weg durchs Gehölz verdeckt wird. In diesem Augenblick stand Nicolas jäh auf, und wir liefen, unseren Onkel einzuholen. Sobald wir ihn wieder sahen, verlangsamten wir unseren Schritt. Wir gingen an die zwanzig Meter hinter ihm, seiner Langsamkeit uns fügend.

Nicolas war schweißbedeckt. Sein Haar klebte und fiel in Strähnen über sein Gesicht; mit roten und violetten Flecken gezeichnet keuchte seine Brust. Aus den Achseln lief in Tropfen der Schweiß seine Arme entlang. Ohne Unterlaß beobachtete er Jérôme mit ungeheurer Aufmerksamkeit. Über den sich versperrenden Rücken meines Onkels hinweg sah Nicolas in jenem Augenblick gewiß alles kommen, was folgen sollte.

Der Weg steigt stark an bis zu Les Bugues. Von Zeit zu Zeit lehnte Jérôme sich an die Böschung, in sich selbst zusammensinkend, beide Hände an seine Weiche gepreßt.

In einem bestimmten Augenblick sah er uns hinter

sich, doch schien er uns nicht wiederzuerkennen. Ganz offenbar litt er große Schmerzen.

Nicolas an meiner Seite sah immer noch nach ihm. Eine ganze Reihe von Bildern mußte bei ihm ausgelöst worden sein, die nun abrollten, abrollten, immer die gleichen, und es gelang ihm nicht, angesichts ihrer von seiner Überraschung frei zu kommen. Bisweilen glaubte er sicherlich, noch ungetan machen zu können, was er getan hatte, und seine roten und schwitzenden Hände verkrampften sich ineinander.

Alle zwanzig Meter lehnte Jérôme sich an die Böschung. Jetzt galt es ihm gleich, ob Nicolas ihn geschlagen hatte. Nicolas oder sonst wer. Sein Gesicht drückte weder Streitsucht noch Verärgerung aus, wie noch eben, als Nicolas ihn aus dem Bett holte. Er hatte sich, so hätte man sagen können, hinuntergeschlungen und betrachtete sich nun selbst von innen, geblendet von seiner Qual. Sie mußte fürchterlich sein. Er schien sie für unmöglich zu halten, schien es nicht zu schaffen, an sie zu glauben.

Von Zeit zu Zeit versuchte er, sich aufzurichten, und ein fassungsloses Stöhnen entrang sich seiner Brust. In einem mit diesen Stößen trat etwas Schaumiges aus seinem Mund. Seine Zähne schlugen aufeinander. Uns hatte er ganz und gar vergessen. Auf uns rechnete er nicht mehr, um ihm zu helfen.

Tiène ist es, der mir diese Einzelheiten geschildert hat, als ihm späterhin Nicolas die Geschichte erzählte. Ich nämlich sah auf meinen Bruder.

Zum ersten Mal fand ich Größe an meinem Bruder Nicolas. Seine Hitze dampfte aus seinem Körper

und ich roch den Geruch seines Schweißes. Das war Nicolas' neuer Geruch. Er sah nur auf Jérôme. Mich sah er nicht. Ich hätte ihn gern in meine Arme genommen, näher noch den Geruch seiner Stärke zu kennen. Ich allein konnte ihn lieben in jenem Augenblick, ihn umfassen, ihn auf den Mund küssen, ihm sagen: »Nicolas, mein kleiner Bruder, mein kleiner Bruder.«

Seit zwanzig Jahren wollte er sich mit Jérôme schlagen. Nun endlich hatte er es getan, da er noch am Abend zuvor voller Scham darüber war, sich nicht dazu aufraffen zu können.

Noch einmal hat Jérôme sich hochgerissen. Er schrie nun in aller Freiheit und ohne Halt. Sicherlich schuf ihm das Erleichterung. Er taumelte hin und her wie ein Betrunkener. Und wir, wir folgten ihm. Langsam, geduldig führten wir ihn dem Zimmer zu, das er nicht mehr verlassen sollte. Aus Furcht, dieser neue Jérôme könne irre gehen, haben wir seine letzten Schritte überwacht.

Als wir auf der Höhe angelangt waren, hart vor dem Hof, haben wir geglaubt, er werde das Hoftor nicht mehr erreichen, er werde nicht Willen genug mehr haben, die paar Meter hinter sich zu bringen, die ihn von seinem Bett trennten. Er hatte einigen Abstand zwischen sich und uns gebracht. Der Wind piff hier oben und schnitt ihn ab von uns. Wir hörten seine Klagen nicht mehr so deutlich. Er ist stehen geblieben und hat begonnen, wild den Kopf zu schütteln. Dann hat er ihn zum Himmel erhoben, er stieß ein wirkliches Gebrüll aus, versuchte dabei, sich aufzurichten. Mechanisch blickte ich nach diesem Him-

mel, den er gewiß zum letzten Mal sah. Er war blau. Die Sonne war aufgegangen. Es war jetzt Morgen. Endlich hat Jérôme sich wieder aufgemacht. Von diesem Augenblick an war ich ganz sicher, daß er erst in seinem Bett haltmachen werde. Er hat das Tor durchschritten, und wir haben ihn in den Hof von Les Bugues geleitet. Tiène und Vater spannten den Wagen an, um Holz zu holen. Jérôme hat sie nicht gesehen. Sie haben aufgehört zu arbeiten und folgten ihm mit ihren Blicken bis zu dem Augenblick, als er ins Haus trat.

Vater hat aufmerksam Nicolas betrachtet, der mitten im Hof stehen geblieben war, dann hat er sich wieder an die Arbeit gemacht. Tiène ist zu mir gekommen; fragte, was geschehen sei. Ich habe ihm gesagt, Nicolas und Jérôme hätten sich wegen Clémence geschlagen.

»Er sieht arg zugerichtet aus«, sagte Tiène. Ich sagte ihm, es schiene mir in der Tat ernst zu sein, und vielleicht käme Jérôme nicht durch.

Tiène ging dann Nicolas holen. Er bat ihn, beim Anspannen zu helfen, Mâ erweist sich an manchen Sommermorgen als widerspenstig. Dann sind die Männer aufs Feld.

Einmal im Bett kam Jérôme wieder genügend zu Kräften, um zu schreien. Mutter hat ihre Arbeit liegen lassen und ist bei ihm geblieben. Es war lange her, daß ich nicht mehr an Jérôme als Mutters Bruder gedacht hatte. Ich habe Mutter gesagt, Nicolas habe sich mit Jérôme geschlagen, wegen Clémence, und auch wegen all dem, das seit je zwischen uns schwelt. Ich habe nichts aufgebrauscht, Jérôme hat

unser ganzes Vermögen ausgegeben. Er ist schuld, daß Nicolas nicht studieren konnte, und ich auch nicht. Nie haben wir genug Geld gehabt, um Les Bugues zu verlassen. Deswegen auch bin ich noch nicht verheiratet. Nicolas hat sich mit Clémence verheiratet. Sie ist meine Milchschwester, immerhin aber ist sie unsere Magd, und sie ist häßlich und dumm. Zwei Jahre werden es nun, um die Weinlese, da hat er sie schwanger gemacht, und da hat er sie wohl oder übel heiraten müssen. Hätte Nicolas andere Mädchen kennenlernen können, so hätte er diese Dummheit nicht gemacht. Nach Jahren der Einsamkeit ist er soweit gekommen. Man kann nicht sagen, daß es seine Schuld war. Übrigens hätte er Clémence sehr wohl nicht heiraten können. Mutter mußte sich gewiß entsinnen: Jérôme hatte ihn dazu getrieben. Wir nämlich waren gar nicht dieser Ansicht. Clémence war fort, zu ihrer Schwester in Périgueux. Jérôme war es, der hin ist, um sie wieder zu holen. In der Woche darauf hat man sie in Ziès verheiratet. Wir hatten es einfacher gefunden, auf solche Weise Schluß mit der Sache zu machen. Fand sie, wir hätten richtig gehandelt?

Alles habe ich Mutter in Erinnerung gebracht. Sie vergißt so leicht. Ich habe ihr gesagt, daß ich es war, die Nicolas sagte, Jérôme steige ins Zimmer zu Clémence hinauf, jeden Abend seit drei Monaten. Es ist wahr, Nicolas kümmerte sich nicht um sie, und sie schlief allein. Aber Clémence kannte Nicolas seit eh und je, und sie mußte wissen, was sie erwartete; Clémence hätte sich nicht heiraten lassen sollen. Hatte ich nicht recht?

Mutter hat meine Hände in die ihren genommen, sie zitterte: »Und Noël?« Ich habe gelacht und gesagt: »Der ist von Nicolas.« Sie hat mich gefragt, woher ich das so sicher wissen wolle. Ich habe sie in den Hof geführt und wir haben Noël angesehen, der in seinem Laufstall spielte.

Noël hat sprödes, rotes Haar, veilchenblaue Augen, über denen durchsichtige Lider schlagen, dicht umsäumt von seidig roten Wimpern. Seine Söckchen waren weg, und er war nur mit einem Höschen bekleidet, das ihm runterrutschte. Zunächst sah er sich Mutter prüfend an. Und da sie nichts sagte, machte er sich nach einem Augenblick wieder an ein geheimes Spiel, das ihn ganz in Anspruch nahm. Er schlug mit aller Kraft auf sein Ställchen und fiel jedes Mal wieder auf den Hintern, ohne zu lachen oder in Zorn zu geraten. In der prallen Sonne war sein kleiner Brustkasten von einem braunen Rosa, und man hätte glauben mögen, sein pulsendes Blut durchscheinen zu sehen.

Mutter schien gerührt. Nach einiger Zeit sagte sie zu mir: »Du hast recht.« Sie holte Noël's Hut, setzte ihn ihm tief auf den Kopf, dann ging sie zurück zu Jérôme.

Ich habe nichts weiter zu Mutter gesagt. Aber Jérôme mußte von Les Bugues verschwinden. Daß Nicolas zu leben beginne. Eines Tages mußte es ja ein Ende nehmen. Das war geschehen.

Gegen Abend begann Jérôme zu brüllen, und ich mußte am Weg zur großen Terrasse Wache halten, aufpassen, ob niemand zu uns herauf kam. Es sieht schön aus von da, Les Bugues. Unsere Wiesen sind schön. Auch unsere Wälder, die rundherum riesige Schattenräume bilden. Von der Terrasse aus sieht man sehr gut bis zum Horizont. Hier und dort im Tal der Rissole liegen kleine Höfe inmitten von Feldern, Gehölz und lichten Weinbergen. Ich weiß auch nicht, was wir hätten tun können, wenn ein Besucher heraufgestiegen wäre. Dennoch habe ich gut den Weg überwacht, ich sagte mir, es werde mir sicher im letzten Augenblick etwas einfallen, wenn jemand aufgetaucht wäre. Im Grunde fühlte ich mich ruhig. Die Sonne ist gesunken und die Schatten haben sich lang hingezogen über die Hügel. Über der Terrasse stehen zwei Magnolienbäume. In einem bestimmten Augenblick ist eine Blüte auf den Sims der Brüstung gefallen, auf die meine Ellbogen sich stützten. Sie roch nach gefallener Blume, ein Geruch, ein Geschmack fast von großer Süßigkeit und schon ein wenig faulig. Es war eben August. Clément, jenseits des Weges, im Schatten des Hügels von Ziès, würde bald seine Schafe für die Nacht einpferchen. Ich bin hineingegangen. Seit drei Uhr hielt ich Wache. Ich war sicher, daß niemand so spät bis auf unsere Wege vorstoßen würde.

An der Tür zu Jérômes Zimmer habe ich gehorcht, das Ohr am Holz. Clémence kam zu mir. Jérôme schrie noch immer, er verlangte den Arzt von Ziès. Mutter antwortete immer das gleiche mit abwesender, träumerischer Stimme, wie einem fragenden

Kind, die Stute sei auf dem Feld und man könne vernünftigerweise nicht daran denken, die Arbeit zu unterbrechen, um nach Ziès zu fahren. Sobald Mutter geantwortet hatte, begann Jérôme wieder sie zu plagen, genau die gleiche Bitte an sie zu richten. Wenn er vor Gereiztheit auffuhr, knirschte das Bett. Zwischenhinein beschimpfte er Mutter, doch sie blieb immer so entschieden wie gegenüber einer Laune Noëls, und immer von gleicher Sanftmut in der Weigerung. Ich hatte eine Lust, sie auch zu beschimpfen, sie geohrfeigt zu sehen wegen dieser Weigerung. Und doch tat sie genau was getan werden mußte. Immerhin, dieses Flehen Jérômes ihr ins Gesicht hinein, das sie nicht im geringsten beirrte! Sie antwortete: »Aber nein, das ist nichts Ernstes, das ist nichts.« Jérôme drohte; er hat gesagt, wenn man nicht den Arzt hole, so werde er selbst Mâ besteigen, er selber werde gehen. Dann wieder begann er zu schmeicheln: »Sag Françou, sie soll gehen, Anna, ich flehe dich an; ich fühl mich sehr schlecht, tu das für deinen Bruder, Anna . . .« Françou, so nannte er mich, als ich Kind war. So ist er eben, Jérôme, sobald er einen braucht. Mutter antwortete immer: »Nein, Jérôme, nein.« Sie erinnerte sich wohl an alles, was ich ihr am Morgen gesagt hatte.

Ich bin ins Zimmer gegangen. Clémence ist im Gang verschwunden wie ein Tier, das im Dunkeln wohnt.

Jérôme lag in Kleidern da. Seine Lippen waren blau, seine Haut gelblich, von einem gleichmäßigen Gelb. Mutter saß neben ihm und las. Das Zimmer roch nach Jod, und trotz der halbgeöffneten Läden

war es schwer, sich den Sommer vorzustellen, der draußen wütete. Es wurde einem kalt, wenn man Jérôme ansah. Ich entsinne mich, daß ich weggehen wollte. Jérôme klagte aus allen seinen Kräften. Seine Schreie stiegen auf, klumpig zuerst, man hätte meinen können, er wolle sich selbst ganz ausspeien in einer zähen Lava, dann löste sich aus diesem Brei der eigentliche Schrei, unvermischt, nackt wie der eines Kindes. Zwischen zwei Klagen bahnte das Ticken der Wanduhr sich seinen Pfad. Jérôme starrte auf die Hängelampe an der Decke, und die Formen seines Körpers in ihrer genauen Ausdehnung lagen im vollen Licht. Vielleicht war ich bis dahin nicht ganz sicher gewesen, daß Jérôme im Sterben lag. In starken regelmäßigen Stößen streckten sich seine Beine und seine Arme; seine trostlose Klage drang durch die Räume, in den Park und den viereckigen Hof, weiter quer übers Feld zwischen Weg und Wald und kauerte sich im Gebüsch unter Vögeln und Sonne. Ein Tier war sie, das man hätte zurückhalten wollen, dem es aber immer wieder gelang, aus dem Haus zu fliehen, und das, einmal draußen, uns gefährlich wurde. Jérôme verzweifelte noch nicht ganz daran, daß es gelänge, ihm von draußen Rettung zu bringen. Wohl wußte er, daß er allein war in Les Bugues, mit uns, die ihn allen Blicken entzogen. Und doch sprachen wir mit Freundlichkeit zu ihm, und hätte er unsere Augen gesehen, sicherlich hätte er in ihnen Mitleid gefunden für seinen Körper, der so groß war und der so litt. Ich erinnere mich gut, daß ich weggehen wollte. Aber ich habe mir Mühe gegeben, Jérôme zu beobachten, mich

an sein Schreien zu gewöhnen, an sein Flehen, das manchmal so rührend war, an sein nicht zu ertragendes Gesicht. Dies bis zum Überdruß.

Als die Männer heimkamen, ging ich ihnen entgegen. Nicolas sah ausgepumpt aus. Er hat mir gesagt: »Schreit er immer noch? Hätt' ich gewußt . . .« Es ist dies das einzige Wort, das mein Bruder während jener ganzen Zeit zu mir gesagt hat, und er hätte es ebensogut zu irgendwem anderen sagen können. Er hätte gar nichts fragen brauchen, da er Jérôme ja schreien hörte. Ich fühlte in mir ein wenig Zorn und ein wenig Verachtung für meinen Bruder, und das war quälend mitten in die Freude hinein, die es für mich nunmehr war, ihn zu sehen. Hätte er »gewußt«, was hätte er dann getan? Ich wäre begierig gewesen, es zu erfahren. Als ich ihn, mit einiger Ungeduld, danach fragte, hat er mir keine Antwort gegeben. Er ist weg. Wir haben gesehen, wie er sich unterhalb der Schutzmauer ins Gras legte. Er schien uns allen etwas nachzutragen, und mir im besonderen. Zugleich schien er es mir an Natürlichkeit fehlen zu lassen. Uns an seinem Schweigen hängen zu wissen, an der mindesten seiner Bewegungen, am ersten Wort, das er nicht aussprach, das wir aber erwarteten, das verwirrte ihn gewiß. Als er mir seine Frage stellte, sah ich ihm an den Augen an, daß er an nichts Bestimmtes dachte. Jérôme starb nicht rasch genug. Und wir, was machten wir uns da, ihm auflauernd, zu schaffen? Vor allem aber war Nicolas traurig an der grundlosen Trauer, wie man es am Tage nach Hochzeiten ist, oder nach dem Einbringen des Korns. Wenn die Sache getan ist und

nicht mehr zu tun ist, schaut man seine Hände an und ist traurig.

Darauf konnte er sich bei uns verlassen, daß niemals etwas bekannt wurde über die wahren Gründe ihres Kampfes. Er empfand also keinerlei Unruhe. Es war genug für ihn, daran zu denken, daß Jérôme und Clémence miteinander schliefen, um sich zu beweisen, daß er recht daran getan hatte, Jérôme zu töten. Waren die Gründe des Hasses, den er gegen Jérôme hegte, auch unklar, diese Tatsache war klar. Sie konnte er sich immer wieder in Erinnerung rufen, sich den Sinn dran wund stoßen in Augenblicken des Zweifels. Er hatte ein unbedingtes Recht zu dem, was er getan hatte. Indem wir aber ihn gegen die Justiz schützten, verhielten wir uns, als wären es wir, die ihm jenes Recht gaben. Wir verdarben alles Reine darin, und zu gleicher Zeit verdarben wir Nicolas die Freude. Um es ihm recht zu machen, hätten wir unvorsichtig handeln müssen.

In einem bestimmten Augenblick rief Clémence mit erstickter Stimme: »Luce Barragues!« Ich habe es nicht geglaubt, bin ans Hoftor gegangen, um mich zu vergewissern. Aber in der Tat, Luce Barragues kam zu Pferd den Weg nach Les Bugues herauf. Ich lief zu Jérôme. Von seinem Kopf rann der Schweiß. Er hoffte nichts mehr, er bat um nichts mehr, er stöhnte weiter. Ich habe ihm die Stirn abgetupft und ihm gesagt, er solle nicht mehr klagen: Mâ sei zurück vom Feld, ich würde nach Ziès reiten, einen Arzt holen, unter der Bedingung, daß er nicht mehr schreie. Jérôme verstummte. Von Zeit zu Zeit

öffnete er den Mund, ich erinnerte ihn an sein Versprechen, er blieb still.

Einmal strich ich leicht über seine Stirn, sie war feucht und kalt. Er starb dahin unter meiner Hand. War eine Sache, die man nicht mehr rettet; aufgegeben.

Luce ist fort. Die drei Männer haben sich zum Abendessen hingesetzt. Schweigend trug Clémence auf, trug sie ab. Trotz dem Schreien Jéromes haben die Männer gegessen. Sie waren einander sehr ähnlich in diesem Augenblick, taub für Jéromes Klagen. Sie hatten Hunger. Auch Nicolas hat gegessen. Über ihren Köpfen schaukelte die Lampe, und geduckt tanzten die Schatten ihrer Rücken an den nackten Wänden. Vater hat zu mir gesagt: »Du gehst den Arzt holen, Françou.« Er hatte das nicht für ernst gehalten am Morgen, aber jetzt war er dessen sicher. Wie auch wäre man nicht sicher gewesen. Er ist nach Jérôme sehen gegangen und mit abwesendem Ausdruck zurückgekommen. In diesem Augenblick, als er sich zu Tisch setzte, sagte er mir, ich solle den Arzt holen. An eins habe ich gedacht, als ich ihn so sah: wie vor zehn Jahren Jérôme nach sechs Monaten Abwesenheit aus Paris zurückkam. Seine Geschäfte waren nicht geglückt, ratlos kehrte er unverrichteter Dinge zurück, und alles Geld, das uns verblieb, war ausgegeben. Am Tag darauf hatte er seine ganze Selbstsicherheit wiedergewonnen, und